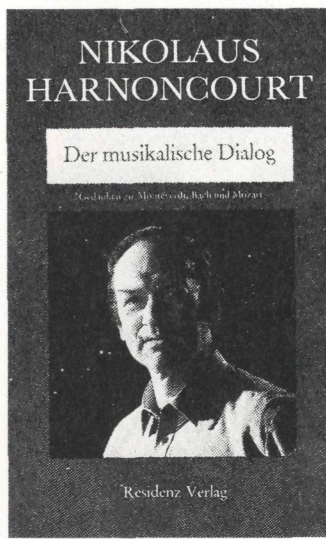




Nikolaus Harnoncourt:
Der musikalische Dialog.
Gedanken zu Monteverdi,
Bach und Mozart.

Residenz Verlag,
Salzburg und Wien 1984,
304 S., 42 DM

■ In seinem 1982 veröffentlichten Buch „Musik als Klangrede“ hatte Nikolaus Harnoncourt seine Arbeiten über Monteverdi, Bach und Mozart ausklammert und für eine Publikation aufgespart, die jetzt unter dem Titel „Der musikalische Dialog“ vorliegt. Auch diese nun bequem zugänglich gemachten Beiträge sind nicht zuletzt als Rechenschaftsbericht eines Praktikers zu verstehen, der mit Nachdruck vor der Illusion der „Authentizität“ warnt, der – alles andere als eine Art „Museumswärter“ – „mit den Mitteln des 18. Jahrhunderts eine Interpretation des 20. Jahrhunderts geben will. Bei der lockeren Folge von Reden und Aufsätzen (warum wurde auf Quellennachweise verzichtet?) gibt es zwangsläufig eine Reihe von Überschneidungen. Doch der Genuß an der geradezu spannenden Lektüre wird dadurch nicht getrübt. Immer wieder vermittelt Harnoncourt in seinen perspektivenreichen Beiträgen neue Denkanstöße. Da liest man über das Parodieverfahren bei Bach, über Bachs „Oboe da caccia“ und ihre Rekonstruktion oder über die Fra-

ge, welche Gesangssolisten Bach bei seinen Aufführungen zur Verfügung standen. (Bemerkenswert in diesem Zusammenhang der Hinweis, daß der Stimmwechsel in der damaligen Zeit später erfolgte, daß Bach also mit 17- bis 18jährigen Sopransolisten rechnen konnte.) Da animieren die glänzend geschriebenen Anmerkungen über die komplexen Charaktere in Monteverdis „L'Incoronazione di Poppea“, sich erneut mit diesem Spätwerk zu befassen. In geradezu hitzige Kontroversen aber sieht man sich vor allem bei den Ausführungen über den „rechten“ Mozart-Stil einbezogen. Für Harnoncourt besteht kein Zweifel daran, daß Mozarts „dialektische“ Tonsprache Generationen hindurch unangemessen harmonisiert, „glattgebügelt“ wurde, daß man sie fälschlicherweise auf das bloß Schöne reduzierte. Mit Recht weist er auf Äußerungen von Mozarts Zeitgenossen, die sich von dessen an grellen Kontrasten reicher Musik geradezu verstört fühlten. Auch aus der intensiven Kenntnis dieser Dokumente ist der Neuansatz seiner leidenschaftlich diskutierten Mozart-Interpretationen zu verstehen. Ein Konzept, das gerade

auch im Werk Mozarts die Bedeutung des „musikalischen Dialogs“ als eines wesentlichen Ausdrucksmittels barocker und klassischer Musik betont.

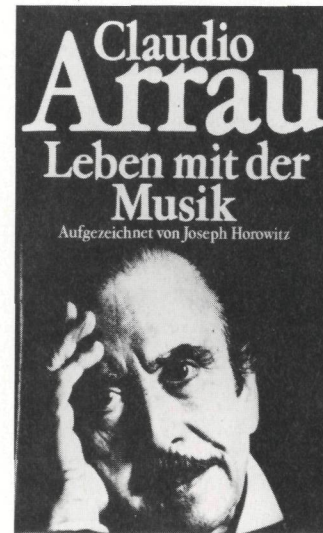
Hans Christoph Worbs

Claudio Arrau: Leben mit der Musik. Aufgezeichnet von Joseph Horowitz.

Scherz Verlag,
Bern 1984,
320 S., 34 DM

■ In Fachkreisen war die amerikanische Originalausgabe von Horowitz' Arrau-Buch seit ihrem Erscheinen vor zwei Jahren als ernsthaftes Musiker-Porträt geschätzt. Eine ordentliche, aber nicht brillante Übersetzung macht die Gesprächsaufzeichnungen jetzt auch im deutschsprachigen Raum einem breiteren Publikum zugänglich. Aus den „Conversations with Arrau“ wurde, durchaus treffend, „Leben mit der Musik“. Anders als Ingo Harden, der im vergangenen Jahr bei Ullstein ein Arrau-Porträt vorlegte, das den

(Schallplatten-)Interpreten in den Vordergrund stellt, skizziert Horowitz nämlich vor allem den Menschen Arrau und dessen Umgang mit Musik. Horowitz ist ein großer, wenn auch nicht unkritischer Arrau-Verehrer. Er besuchte den Nestor der Pianisten-Elite zwischen Mai 1980 und Juli 1981 einige Male in dessen zwei Domizilen bei New York und in Vermont. Die Gespräche, die er dort führte, stellen das Zentrum des Buches dar. Sie behandeln einzelne Lebensabschnitte Arraus sowie spezielle Fragen der Klaviertechnik und der Interpretation. Horowitz ist dem Chilenen ein kundiger Partner, er kennt die Musik, über die gesprochen wird, und er hat sich auch mit den jeweiligen Lebensumständen Arraus, etwa im Berlin der dreißiger Jahre, auseinandergesetzt. Er weiß im entscheidenden Moment Stichpunkte einzuwerfen, die den eher wortkargen Arrau zum Erzählen bringen. Er kann Arrau interessante Aussagen über Interpretation der ersten Jahrhunderthälfte entlocken, auch zum Thema Klaviertechnik und zu Fragen der Liszt- und Brahms-Interpretation kommen bedenkenswerte Punkte zur Sprache.



Doch das Problematische an Arraus Kunst, etwa dessen gestörtes Verhältnis zum Klavierspiel, wird nur sehr vorsichtig berührt. Nun ist Arrau allerdings für interpretatorische Schwachpunkte auch nur begrenzt zugänglich, ganz anders als für allgemein menschliche Dinge. Hier legt der Chilene mit beeindruckender Offenheit und ohne jegliche Koketterie seine Probleme und Konflikte, etwa seine nie ganz überwundene Schüchternheit, dar. Folgerichtig hat Horowitz Arraus, an

C.G. Jung orientierten Essay über die Psychoanalyse und ihre Bedeutung für den Künstler, der 1967 in der amerikanischen Zeitschrift *High Fidelity* erschien, in sein Buch aufgenommen. Ebenfalls Eingang fanden Gespräche mit Garrick Ohlsson, der bei Arrau studiert hat, mit Philip Lorenz, dem Assistenten bei der Herausgabe der Beethoven-Sonaten bei Peters, mit Colin Davis sowie mit Daniel Barenboim, der mit überraschender Stringenz die interpretatorischen Charakteristika Arraus, vor allem die Bevorzugung harmonischer Spannungen bei Vernachlässigung rhythmischer Impulse, auf den Punkt bringt. Hier offenbart sich die Überlegenheit eines erfahrenen Praktikers gegenüber dem engagierten Dilettanten Horowitz. Dieser bleibt auch bei der Charakterisierung der Schallplatten Arraus leider ein wenig an der Oberfläche. Dennoch handelt es sich um ein interessantes und vielseitiges Porträt des Künstlers Arrau, um eine liebevolle Darstellung seiner Person, die ohne die üblichen Lobhudeleien auskommt, um eine Darstellung, die uns vor allem den Menschen Arrau näherbringt, dessen Ernst dem Buch seinen Stempel aufdrückt.

Nikolaus Deckenbrock

Bernd W. Wessling: Meyerbeer.

Droste Verlag,
Düsseldorf 1984,
308 S., 44 DM

■ „Wagners Beute – Heines Geisel...“ so lautet der Untertitel dieses spannenden und wichtigen Buches, das weniger eine Musikgeschichte im Sinne der Musikologen ist als eine umfangreiche tagespolitische Reportage, ein Stück Sittengeschichte aus dem Musikbetrieb des 19. Jahrhunderts. Der unermüdliche Berndt W. Wessling zeichnet als Autor, und diese Arbeit zählt gewiß zu seinen besten. So vergessen und so verschüttet durch die kulturelle Ausmer-

Geschichte und Methode, Die illustrierte Darstellung eines Phänomens von den Anfängen bis zur Gegenwart, Comes Verlag, Bad Reichenhall 1983, 500 Seiten, 79 Mark). Die Autorin, Assistentin am Münchner Institut für Theaterwissenschaft, leistete in mehrfacher Hinsicht Einzigartiges: sie sammelte, systematisierte, dekodierte, verglich und erläuterte die wichtigsten Tanz- und Bewegungsschriften, also alle denkbaren Arten von der Wortkürzelschrift Margarethe von Österreichs aus dem Jahre 1450 bis zu Valerie Suttons Strichfigurenschrift aus dem Jahre 1973. Der wissenschaftlichen Analyse, die übrigens in allgemein verstehbarem Deutsch abgefaßt ist, folgt ein, auch dank der Graphiken, übersichtlicher, außerdem verständlich geschriebener Katalog, der Auskunft gibt über die verschiedenen Notationen und ihre Autoren. Ein vorzügliches Nachschlagewerk.

Eva-Elisabeth Fischer

gewählten Schwarzweißabbildungen stützen seine höchst informative Publikation.

■ Eine Bestandsaufnahme vom Tanz in der Bundesrepublik oder eine Situationsbeschreibung, wie das der Herausgeber, der Ballettkritiker Hartmut Regitz, nennt, liegt mit „Tanz in Deutschland“ vor (Ballett seit 1945, Quadriga Verlag, Berlin 1984, 200 Seiten, 120 Abbildungen, 39,80 Mark). So bunt wie die jetzige bundesrepublikanische Ballettlandschaft ist auch diese Sammlung von Aufsätzen. Manches ist mehrfach gesagt, etliches kontrovers, weil die Autoren, unter ihnen der Ballettkritiker Horst Kögler, der Leiter des Kölner Tanzarchivs Kurt Peters, und der Herausgeber selbst, unterschiedliche Erfahrungen haben und diese verschieden bewerten.

■ Bereits vor einem Jahr ist Claudia Jeschkes bewundernswürdige Dokumentation und Erläuterung von Tanzschriften erschienen (Tanzschriften, ihre

EMPFEHLENSWERTE BALLETTBÜCHER

■ Glücklicherweise werden Ballettinteressierte nicht immer nur mit opulenten Bildbänden bedient. Unter den Neuerscheinungen finden sich theoretische Arbeiten zum Thema Tanz, die durchaus lesenswert sind. Nichts ungeklärt, nichts unbewiesen läßt etwa Werner Jakob Stüber in seiner „Geschichte des Modern Dance“ (Zur Selbsterfahrung und Körperaneignung im modernen Tanztheater, Heinrichshofen's Verlag, Wilhelmshaven 1984, 328 Seiten, ca. 50 Abbildungen, 54 Mark), einem besonders sorgfältig recherchierten Buch. Stüber ist Germanist und Soziologe. Bei ihm, dem reinen Theoretiker, muß man sich erst mal durch das gänzlich unsinnliche Soziologenauderswelsch durchbeißen. Doch die Mühe lohnt sich. Logisch aufgebaut, gibt der Autor

die Entwicklung des Modern dance in seinen Zusammenhängen von Loie Fuller, der Schleiertänzerin, bis zu Merce Cunningham und Alwin Nikolaïs, den Vätern des Post modern dance, akribisch wieder. Stüber leitet jüngere tänzerische Strömungen überzeugend aus der Tanzgeschichte her, bettet sie in die jeweiligen gesellschaftspolitischen Ereignisse ein, stellt die Verbindung zu anderen Künsten und zur Philosophie der jeweiligen Epoche her. Wie ein bestimmter körperlicher Ausdruck, eine bestimmte Art zu tanzen mit dem gesellschaftlichen Wandel korreliert, wie sich die Rolle des Tänzers und sein Selbstverständnis im Zuge zunehmender Technisierung und Verfremdung wandeln, das schildert Stüber mit mannigfaltigen Belegen. Die sorgfältig aus-

zungsarbeit in der NS-Zeit ist der deutsche Komponist Meyerbeer in der Tat nicht, wenn die deutsche Musikwissenschaft es auch unterlassen hat, ihn und seine Wirkung detailliert aufzuarbeiten... Woher diese Selbstbescheidung rührt, sollte ein weiteres Buch einmal untersuchen. Eine Großtat allerdings war Vorbedingung für das Gelingen dieser Studie von Wessling, nämlich Heinz Bickers meisterliche Edition der Briefe Meyerbeers, und dies ist vielleicht überhaupt der Bereich der Musikwissenschaft, wenn immer sie nicht wertend Stellung nehmen möchte; denn Wertung in diesem Falle ist stets politische Wertung.

Und da nimmt nun Wessling kein Blatt vor den Mund; sichtlich angewidert zeichnet er das Netz der Intrigen um Meyerbeer nach, legt dessen Opferrolle offen, nennt die Bettler, Speichellecker und Erpresser beim Namen, die sich das Vermögen des erfolgreichen Komponisten zunutze machten. Und daß die Haupttäter zwei weltberühmte Künstler waren, nämlich Heine und Wagner, hinderte den Autor nicht an schonungsloser Deutlichkeit. Im Hintergrund bleibt die Frage akut, ob denn – und wie – unedle Charaktere edle Kunst produzieren können, falls nicht dieser ganze Adel ihrer Kunst nur Tarnkappe über der Heillosigkeit des jeweiligen Persönlichkeitsbildes wäre. An diesem Punkt zeigt sich nun wieder, daß Geschichte – und eben auch Musikgeschichte – nicht dazu taugt, unsere stolze Überzeugung zu stützen, wie herrlich weit wir es inzwischen gebracht haben. Vielmehr hält sie Lehr- und Lernstoff bereit, der genutzt werden sollte.

Daß sich ein Autor als Kämpfer für eine höhere Moral als die der Wagner und Heine fühlt, ist nachzufühlen; wer schreibt schon ohne die Hoffnung, wenigstens ein bißchen zum Besseren zu verändern? Und genau deshalb ist Wesslings Buch eine Darstellung Meyerbeers wie auch Wagners, einerseits ein Denkmal für den jüdischen Meister und andererseits etwas, das sich die Wagnerianer hinter den Spiegel stecken können.

Fred K. Prieberg

Lassen Sie sich bei mitlaufenden Reinigungsbürsten kein X für ein L vormachen.

Nur die Lencosupermatic® setzt automatisch* auf.

Und reinigt dann mit weichen, anschmiegsamen Carbonfasern Ihre Platte riellentief. Bei gleichzeitiger Ableitung der elektrostatischen Aufladung.



So haben Sie immer den vollen Hörgenuß.

Lenco

im Lenco Shop
des Fachgeschäftes

Informationen anfordern bei:
Lenco Deutschland, Postfach 1910, 7630 Lahr
Schweiz: SONTEL ELECTRONIC AG,
Industriestraße 121, CH-4147 Aesch
Österreich: Lenco Austria,
Sonnbergstraße 19, A-2380 Perchtoldsdorf

LENCO dient Audio + Video